

**Kurz und gut (Nordwestradio) am Montag, 12.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

***Morgengebet***

„O Gott, du hast in dieser Nacht ...“, so fing bei mir zu Hause jeder Tag an. Mit diesem Gebet, mit dem gleichen Gebet jeden Morgen, noch bevor ich in die erste Scheibe Toast beißen konnte.

„Oh Gott, du hast in dieser Nacht, so väterlich für mich gewacht. Ich lob und preise dich dafür und dank für alles Gute dir.“

Warum gerade dieses Gebet?

Warum immer das gleiche vorformulierte auswendig gelernte?

Warum überhaupt?

Die erste Frage, warum dieses Gebet, kann ich beantworten: Weil meine Eltern es mir beigebracht haben. Eltern sind die ersten, die Kinder mit Beten und Glauben in Kontakt bringen – oder eben auch nicht. Für meine Eltern war es selbstverständlich zu beten. Dadurch bin ich ganz normal damit aufgewachsen und es ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Auch heute noch kann ich auf diesen früh erlernten Schatz zurückgreifen, selbst wenn er einmal verschüttet schien.

Die zweite Frage: Warum denn ein auswendig gelerntes Gebet? Ist es nicht passender, ein Gebet frei zu sprechen, je nachdem, wie die Situation gerade ist?

Manchmal gibt es Situationen, da braucht es einfach ein vorformuliertes Gebet.

Zum Beispiel am Küchentisch: wenn alle zusammen beten, funktioniert das nur, wenn alle das Gebet kennen.

Es gibt aber auch Momente, da fehlt mir einfach die Kraft oder der klare Gedanke. Mir fallen einfach keine eigenen Worte ein. Und dabei denke ich nicht nur an den frühen Morgen, wo mir als bekennendem Morgenmuffel kein Wort zu viel über die Lippen kommt. Es gibt Situationen in denen es mir gar nicht gut geht, wo ich leide oder verzweifelt bin.. Da kann ich nicht klar denken. Dann hilft es mir, wenn ich einfach auf das zurückgreifen kann, was ich auswendig gelernt habe. Und wenn es nur das Kreuzzeichen ist.

Ein Beispiel für so ein Gebet kommt von Jesus selbst. Es ist das Vaterunser.

Gebete, die ich auswendig kann, sind ein Schatz, den es sich zu bewahren lohnt. Und im Sprechen eines vorformulierten Gebetes können auch die Gedanken weiter gehen. Sie bleiben nicht stehen bei den Worten, die ich spreche sondern gehen zurück auf mich selbst, auf die Situation in der ich gerade bin, zu dem Menschen, der mir gerade besonders am Herzen liegt.

Und damit schließlich zur letzten Frage, warum überhaupt beten?.

Weil es meine Beziehung zu Gott aufrechterhält.

Weil es mir hilft, meine Gedanken noch einmal, sozusagen im Spiegel Gottes, zu überdenken.

Weil es mich entschleunigt, wenn ich wieder alles gleichzeitig und viel zu schnell will.

Weil es mir gut tut: Das eigene Gebet und zu wissen, dass jemand anderes für mich betet.

Und schließlich: Weil es wirkt.

**Kurz und gut (Nordwestradio) am Dienstag, 13.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

***Und er stellte ein Kind in ihre Mitte***

„Und er stellte ein Kind in ihre Mitte.“ Dieser Satz steht im Evangelium des Tages, das heute in allen katholischen Gottesdiensten gelesen wird.

Los geht die Szene mit einer Frage der Jünger an Jesus: Wwer ist der größte im Himmelreich?.

Damit beginnt im Matthäus-Evangelium ein Abschnitt, der sich mit dem Thema Geltungssucht befasst. Kein Phänomen, das es nur damals gab.

Die Jünger wollten also wissen, wer denn der größte sei. Jesus stellt daraufhin ein Kind in ihre Mitte und sagt: „Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der größte. Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf.“

Drei Aspekte sind mir in dieser Antwort wichtig:

Der erste ist die Umkehr. Schon die Frage nach dem Status im Himmelreich trieft von Geltungssucht und Neid. . So eben soll es im Himmelreich nicht zugehen. Und die Gemeinde auf Erden – auch die heutige Gemeinschaft der Kirche– soll ein Abbild der himmlischen Wirklichkeit sein.

Da haben Neid, Missgunst, Streit und Eifersüchteleien nichts zu suchen. Eine schöne Vorstellung, die wir wahrscheinlich hier nicht erreichen. Aber es lohnt sich, immer wieder auf sie hinzuwirken.

Also wovon umkehren ist klar. Aber wohin? Und hier kommt ein zweiter Aspekt ins Spiel.

Wie sind Kinder? Was unterscheidet Kinder von Erwachsenen?

Kinder sind zuerst einmal neugierig, grundsätzlich offen und ehrlich. Sie gehen unvoreingenommen auf alles Neue und Fremde zu und betrachten es aus großen Augen, manchmal mit vor Staunen weit offenem Mund. Und sie haben ein ganz gutes Gespür, was ihnen gut tut und was nicht.

Natürlich können Kinder auch neidisch sein, aber der, mit dem sie sich gerade noch um den Platz auf dem grünen Stuhl gestritten haben, ist zwei Sekunden später der beste Spielkamerad in der Sandkiste.

Und Kinder haben uneingeschränktes Vertrauen in ihre Eltern. Sie sind der festen Überzeugung, dass Mama und Papa nichts tun, was ihnen nicht gut täte. Und sie sind damit ein gutes Beispiel für das Vertrauen in Gott.

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder! Oh du schöne Kindheit also?

Das wäre wohl zu einfach.

Deshalb ist mir ein dritter Aspekt wichtig: „Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“, sagt Jesus. Oder anders formuliert: Was ihr einem Kind tut, das tut ihr auch mir.

Aber Realität sind Kita-Bauverbote in Wohngebieten, „Fußball spielen verboten“-Schilder, „Du darfst nicht“, „Du musst aber“, „Jetzt sei Still, du störst“ und manchmal sogar psychische und physische Gewalt.

Kinder, die wirklich Kinder sein können, sind die besten Vorboten für das Himmelreich. Sie sind Geschenke Gottes: ehrlich und unverstellt, vertrauend und offen-unvoreingenommen. Davon könnten wir Erwachsenen uns manchmal eine Scheibe abschneiden.

(Ein Gebet aus der heutigen Liturgie fasst das ganz gut zusammen:

„Herr unser Gott, junge und alte Menschen, einfache und kluge, erfolgreiche und solche, die sich schwer tun, hast du hier zusammengeführt als deine Gemeinde. Gib einem jeden etwas von deinem guten, heiligen Geist, damit wir dich und uns selbst und einander besser verstehen und vorankommen auf dem Weg, auf den du uns miteinander gestellt hast.“)

**Kurz und gut (Nordwestradio) am Mittwoch, 14.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

***Maximilian Kolbe***

Jedes Jahr erinnert die katholische Kirche am 14. August an den Heiligen Maximilian Kolbe.

Als Sohn eines Arbeiters wurde er 1894 in Polen geboren. Schon mit 17 Jahren trat er in den Minoritenorden der Franziskaner ein und studierte dann in Rom Theologie. Dort wurde er auch zum Priester geweiht.

1919 kehrte er nach Polen zurück und wurde Lehrer für Philosophie und Kirchengeschichte am Priesterseminar in Kraków.

Maximilian Kolbe lagen zwei Dinge besonders am Herzen: Die Mission und die Publizistik. Er veröffentlichte mehrere christliche Zeitungen und Zeitschriften und sein Weg führte ihn bis nach Japan, wo er die christliche Botschaft zu verbreiten suchte.

Nach dem Überfall auf Polen durch die Nationalsozialisten fielen Kolbes Tätigkeiten den Besatzern auf. Er wurde ein erstes Mal verhaftet, aber 3 Monate später wieder freigelassen.

Im Februar 1941 wurde er ein zweites Mal verhaftet und ins KZ Auschwitz eingewiesen.

Dort konnte im Juli 1941 ein Häftling fliehen, woraufhin alle Gefangenen zum Appell antreten mussten. 10 Gefangene wurden ausgesondert, sie sollten als Strafe für die Flucht des einen hingerichtet werden.

Unter diesen 10 befand sich Franz Gajowniczek. Als er ausgesondert wurde, schrie er auf und erinnerte an seine zwei Söhne. Darauf trat Maximilian Kolbe aus den Reihen vor und bot sein Leben für das des Familienvaters.

Kolbe wurde in den Hungerbunker gebracht und schließlich am 14. August 1941 durch eine Giftspritze hingerichtet. Heute vor 72 Jahren.

Maximilian Kolbe war zeit seines Lebens ein getriebener Mensch, der sich für andere Menschen einsetzte

Die Mithäftlinge von Maximilian Kolbe sahen in ihm einen Helfer und ein Vorbild. Ein Mithäftling sagte später über ihn: „Pater Kolbe hat uns Mithäftlingen immer wieder gesagt: Selbst hier in Auschwitz dürft ihr eure Feinde nicht hassen. Hass zerstört den, der hasst. Mehr noch: Ihr sollt eure Feinde lieben. Durch Pater Kolbe lernte ich, Auschwitz mit anderen Augen zu sehen. In einem Todes- und Vernichtungslager, in dem viele nur sich selbst retten wollten, sah ich plötzlich gute Menschen, die sich für andere einsetzen, frei von Egoismus.“

Roman Dabrowski, ein weiterer Mithäftling Kolbes, sagt: "Jeder Tag in Auschwitz war ein Kampf ums Überleben. Jeder essbare Brocken konnte das eigene Leben retten." In dieser Situation seien spontane Hilfen unter den Gefangenen eher selten gewesen. "Da war Pater Kolbe, der für einen anderen in den Hungertod ging, eine große Ausnahme. Sein Beispiel gab mir Hoffnung und half mir, positiv zu denken. Nur so hatte ich eine Chance zu überleben."

Schwere Kost am frühen Morgen. Aber notwendige Erinnerung,. Auch daran, dass wir uns an Auschwitz erinnern müssen, damit Auschwitz niemals vergessen wird.

**Kurz und gut (Nordwestradio) am Donnerstag, 15.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

***Maria Himmelfahrt***

Heute wird gefeiert: Die katholische Kirche feiert am 15. August das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel: Maria Himmelfahrt.

Den Glauben also, dass Maria nach ihrem Tod mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde.

In der Bibel heißt es in der Offenbarung des Johannes: „Eine Frau, mit der Sonne bekleidet, der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von Sternen auf ihrem Haupt.“

Ich gebe zu, ich habe so meine Schwierigkeiten damit.

Ist nun Maria, die normale, junge Frau aus dem Volk, unsere Schwester und Mensch wie wir? Oder ist sie der Welt entrückt, fern von uns und herrscht als mächtige Herrscherin mit Sternenkronen und Sonnenkleid?

Wer ist diese Frau – für mich?

Maria hat radikal die Hingabe an Gott gelebt: „Mir geschehe nach deinem Wort“, das war ihre Antwort auf die Botschaft des Engels, dass sie Jesus, den Sohn Gottes, zur Welt bringen soll. Und dieser Satz beschreibt auch ihr Leben.

Mir geschehe nach deinem Wort – nicht ja, vielleicht oder naja, wenn's sein muss.

Maria sagt das nicht etwa im Vertrauen auf die eigene Leistung. Kein „ich kann das“ oder „ich mach das schon“. Nein, Maria war erfüllt vom Vertrauen in Gott und konnte so mit ganzer Überzeugung sagen: Ich lege mein Leben in deine Hand. Ich kenne deinen Willen nicht und ich weiß nicht, was du in Zukunft von mir verlangst. Aber ich vertraue dir und deswegen vertraue ich dir mein Leben an.

Dieses Vertrauen wird vollendet in der Aufnahme Mariens in den Himmel. Ihre Hingabe auf Erden ist belohnt worden mit dem ewigen Leben im Himmel.

Maria ist für mich ein Beispiel für Demut, Hingabe und Vertrauen. Seit dem fünften Jahrhundert feiern die Menschen das Fest ihrer Aufnahme in den Himmel.

In der katholischen Kirche wurde diese Lehre 1950 zum Dogma erhoben. Das Dogma der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel stellt den Leib und die Seele in den Mittelpunkt. Und das 5 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg. 5 Jahre, nachdem Millionen von Menschen sinnlos leiden und sterben mussten.

Das heißt: Die Würde des Menschen ist unbeschreiblich groß. Jeder Mensch ist vor Gott unendlich kostbar. Und Maria, die einfache junge Frau aus dem Volk, unsere Schwester sozusagen, ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Der ganze Mensch, mit Leib und Seele, ist in seiner Würde unantastbar.

Die Opfer von Krieg, Terror und Gewalt sind nicht verloren und vergessen – auch heute nicht.

Ich kann sie nicht zählen und doch: Gott kennt ihre Zahl und ihre Namen.

Die Frau, mit der Sonne bekleidet, den Mond unter den Füßen und dem Sternenkranz, ist nicht die entrückte, weltferne Herrscherin.

Sie ist das Zeichen, dass jeder Mensch vor Gott unendlich kostbar ist und dass es sich lohnt, auf Gott zu vertrauen.



**Kurz und gut (Nordwestradio) am Freitag, 16.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

***Stein und Kerze***

Im April bin ich nach Santiago de Compostela gelaufen – nein, nicht gelaufen – gepilgert. Mit neun anderen Mitpilgern aus der Propstei St. Johann habe ich mich von Ponte de Lima in Portugal auf den knapp 150 km langen Weg gemacht.

Und – um mal das Ende vorweg zu nehmen – wir sind alle angekommen. Trotz einiger Blasen und Schmerzen zwischendurch.

Jetzt im Nachhinein sage ich: Der Weg hat mich innerlich bewegt und auch verändert(?).

Was war es?

Zuerst einmal das Gehen an sich: Wenn ich in Bewegung bin, dann ist auch mein Geist in Bewegung. Ich hatte viel Zeit, mich mit Dingen auseinanderzusetzen, sie zu durch-denken. Und ich kann ihnen sagen – da kommen manchmal ganz schön gut verpackt geglaubte Dinge wieder an die Hirn-Oberfläche!

Aber im Unterschied zum letzten Strand-Urlaub habe ich mich im Gehen nicht an den Gedanken „fest-gedacht“. Ich konnte sie durchdenken und dann ziehen lassen, so wie die wundervolle Landschaft an mir vorbei zog.

Zum zweiten hat mich beeindruckt, wie viele Pilger vor mir schon genau diesen Weg gegangen sind. Ob nun gerade erst, so dass ich fast ihren Rucksack noch sehen kann, oder auch schon vor langer Zeit. Man sieht es an den vielen Cafes und Herbergen, die an der Strecke sind und man sieht es an den Steinen.

Unter Pilgern gibt es nämlich die schöne Tradition, einen Stein in der Hosentasche zu tragen. Für ein Problem, für einen Gedanken, für einen Menschen, der mir am Herzen liegt oder für jemanden, dem ich ein Gebet versprochen habe. Immer wieder spüre ich diesen Stein in der Tasche. Und immer wieder nehme ich ihn in die Hand und habe damit den Gedanken wieder präsent.

Wenn ich das Gefühl habe, ich bin mit diesem Gedanken im guten Sinne fertig, dann lege ich den Stein an den Wegesrand, auf einen Kilometerstein, an ein Wegekreuz, zu einer Heiligenfigur oder an eine Kapelle. Und so wie ich den Stein aus meiner Hand gebe, so lege ich dann den Gedanken aus meiner Hand in Gottes Hand.

Deshalb sieht man auf dem Weg unendlich viele Steine. Die alle für ein Gebet, für eine Frage, für einen Menschen stehen.

Es ist ein bisschen wie mit den Gebetskerzen, die in vielen Kirchen brennen. Immer, wenn ich in eine Kirche komme und die Kerzen sehe, denke ich unwillkürlich daran, wie viele Menschen schon hier waren und mit einem Gebet diese Kerzen entzündet haben. Und so nehme ich diese Menschen mit in mein Gebet auf. Und ich habe die Sicherheit: Wenn ich meine Kerze entzünde und sie in den Ständer stelle, brennt sie noch lange nachdem ich die Kirche verlassen habe. Und vielleicht kommt ja einer,

der auch denkt: „Mensch, wer hat diese Kerze hier wohl hingestellt, mit welchem Anliegen ist dieser Mensch zu dir gekommen, Gott?“

**Kurz und gut (Nordwestradio) am Sonnabend, 17.08.2013 von Ingo Wilberding, Mitarbeiter in der Jugendhilfe**

Vor einiger Zeit habe ich Post bekommen von meiner Krankenkasse.

Ein Organspende-Ausweis war drin. Vielleicht gehören Sie ja zu den Menschen, die schon lange einen haben und für die das nun überhaupt kein Thema mehr ist. Vor ihnen habe ich großen Respekt.

Aber vielleicht geht es Ihnen genau so wie mir – der Ausweis hängt an der Pinnwand und guckt mich an. Und wartet darauf, dass ich ihn ausfülle.

So ein bisschen wie Ja-Nein-Vielleicht, nur viel existenzieller. Es geht einem – etwas scherzhaft gesagt – ans Herz – oder an die Niere.

Will ich das? Dürfen mir nach meinem Tod Organe und Gewebe entnommen werden? Und wenn ja, erlaube ich das für alle Organe, oder will ich Ausnahmen machen?

Ich kenne viele gute Gründe für, aber auch Gründe gegen die Organspende: Zum Beispiel das Kriterium vom Hirntod. Ist ein hirntoter Mensch schon richtig tot?

Ich spüre, dass ich mich nicht unter Druck setzen lassen will., Ich finde es richtig, dass in Deutschland die so genannte erweiterte Zustimmung gilt: Ich kann mich äußern, muss aber nicht. Wenn ich mich nicht geäußert habe, werden nach meinem Tod meine Angehörigen befragt.

In einem Papier von katholischer und evangelischer Kirche in Deutschland heißt es dazu: „Wer sich zu Lebzeiten zur Organspende nach seinem Tod äußert, nimmt seinen Angehörigen die zuweilen schmerzliche Last einer Entscheidung ab und erspart ihnen die Not von Mutmaßungen über seinen Willen“.

Hier kann der Brief der Krankenkasse ein Anstoß sein, mich einmal mit meinen Angehörigen und Freunden über das Thema zuunterhalten. Vielleicht komme ich so einen Schritt weiter, mich zu entscheiden.

Die katholische und evangelische Kirche haben schon 1990 eine Erklärung zur Organspende veröffentlicht. Dort heißt es: Die Organspende ist ein Akt der Nächstenliebe, der Solidarität, sogar über den Tod hinaus. Sie ist ein Zeichen der Hilfsbereitschaft, das in besonderer Weise Anerkennung, Hochschätzung und sogar Bewunderung verdient.

Dem christlichen Menschenbild widerspricht weder die Entnahme eines Organs noch die Bereitschaft, sich ein fremdes Organ einpflanzen zu lassen.

Alles schön und gut. Aber was mache ICH nun mit MEINEM Ausweis?